

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 4 (1914)
Heft: 19

Artikel: Rosenbaum [Fortsetzung]
Autor: Fankhauser, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636071>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 19 — 1914

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

den 9. Mai

Wanderlied.

Don Heinrich Leuthold.

Wie ist es schön, am frühen Tag
Zu wandern und zu schweifen,
Wenn ringsumher in Busch und Hag
Die Vöglein singen und pfeifen.

Der Himmel blau, die Erde grün,
Die Bäume voll Blütendolden,
Indes von fern im Morgenglüh'n
Die Alpen sich vergolden.

Vertausche deinen tiefen Schmerz
Mit jauchzend frischem Hoffen!
Noch liegt ja, du verlangend Herz,
Die ganze Welt dir offen!

Rosenbaum.

Aus Peter Buchers Tagebüchern. — Erzählung von Alfred Fankhauser.

6

Am. 8. Juli.

Mir ist, als sei mein Leben wie ein vertrockneter Fluß, wie ein dürres Gras. Und zuweilen faßt mich ein Zug, wie er wohl die Schwalben im Herbst fassen mag: Fort, fort! Es muß ein Neues kommen! Etwas, um dessetwillen wir kämpfen! Eine Not, eine Wandlung, eine Mühe. Meine Schule genügt mir durchaus nicht. Diese Unrast! Diese Dede! Wie von Gott verlassen, geh' ich um! Eine jede Torheit regt mich auf! Der Klatzsch der Leute, der Zorn Adelheidens, was geht er mich an? Und doch lausche ich auf jedes Gerücht wie ein Gefangener auf jedes Rasseln der Kerkertür. Meine Bücher, die lieben Bücher! Ich mag sie nimmer ansehen! Auch die liebsten nicht. Meine Kinder, die mich gerne hatten, beginnen mich zu fürchten, zu meiden! Ich ärgere mich drüber und finde doch die Kraft nicht, sie wieder zu lieben, an mich zu ziehn. So wird die Sache nur noch schlimmer.

Wenn es Herbst wär', wollte ich fort gehen. So aber bin ich gebunden! Muß noch zwei Monate warten! Wenn ich es nicht niederkämpfe, bis dahin, o so leb wohl, schönes Rosenbaum!

Am 10. Juli.

Es hat mir von Gretchen geträumt! Sie saß unter einem Baum, auf einem grünen Stuhl und schlief. Zu beiden Seiten standen zwei böse Weiber! In grauen Sackgewändern. Und Gretchen schlief und sah sie nicht. Es war schön! Und mir tat heut morgen das Herz weh!

Am 13. Juli.

Freundchen, rühre dich. Wir sind zwischen Heuet und Ernte; das ist die Zeit, wo die Bauernweiber am wenigsten zu tun haben. Da sind sie denn geschäftig, Geschichtlein zusammenzubritteln, daß es eine Art hat. Seitdem sie merken, daß Adelheid mir ganz gleichgültig ist, haben sie besonders große Hoffnung, mich zu fassen. Und du — bist ihnen unbequem. Wenn ich könnte, wenn nicht Scham, Troß und Stolz mich hielten, ich würde dir das Mädchen abspenstig zu machen suchen. Aber welch ein Vergnügen wär das, eine Ungetreue zu küssen? Ach, Gretchens Bild ist mir viel zu schön, als daß ichs ändern möchte.

Bleib, Margarete! So schön und rein wie du warest, so bleibe! Mein Leben lang wirst du in meiner Seele wohnen! Darin allein, daß du so schön bist, find ich den Mut, stark zu sein.

Die Mutter hat mich eingeladen, einmal meine Eltern nach Seidental zu bringen. Das ist ja wunderbarlich! An den Kleidern, am Röhlein und den Manieren, und wer weiß woran, möchte sie wohl die Größe unseres Reichthums ermessen. Wie, wenn ich sie herbrächte! Ihr Auftreten könnte meine Worte nur bestätigen! Das wäre mir fast eine kleine Rache! Und möchte den geistigen Durst etwas löschen.

Zu diesem deutlichen Zeichen gaben sie mir ein zweites, durchaus untrügliches: Sie fragten, ob schon du vierzehn Tage nicht bei ihnen warst, gar nicht, warum du mich nicht begleitest, trugen mir auch keine Einladung auf. Ich werde dich hinbringen, zähl darauf! Nur, um mein Wort zu

halten, tue ich's! Weit lieber läg ich in einem tiefen See begraben, als mich selbst so zu quälen.

Am 17. Juli.

Morgen sind es sechs Wochen seit jenem Abend, da mein traurigluftiges Verhängnis hereinbrach, da ich mir die Schlinge über den Kopf warf und dich einlud, dran zu ziehen, ohne dich umzusehen. Noch wird mir zum Weinen, wenn ich an die Maientage denke. Aber die Bitternis hab ich durchgekostet. Vielleicht war sie mir gut. Vielleicht wird, wenn sie erst gewirkt hat, eine Gesundheit mich durchströmen, die mir bisher fremd war. Um ein Geheimnis bin ich reicher! Und wohl dem, der Geheimnisse birgt. Ihm kann das Herz nicht leer werden; ihm kann die Weihe nicht mangeln.

Meine Mutter war zwei Tage bei mir! Sie meinte, ich sei blaß und riet mir, die Schule nicht so furchtbar ernsthaft zu führen. Ich lachte!

Nach Seidental hab ich sie nicht führen mögen. Und werde, wenn möglich, auch selber nie hin gehn. Was geht sie meine Mutter an! Nein, sie soll nicht in dieses elende Treiben hineingezogen, geschweige denn als Schachfigur ausgespielt werden.

Die Mutter, deren Ebenbild ich bin, kam mir so eigen vor. Die Ruhe in ihren großen Augen, das Lächeln auf ihren Wangen, die Herbe um ihren Mund, die Kraft, die in ihren starken Schultern, ihrem trohigen Kinn und den Schläfen sich ausprägte, machten mich stolz und füllten mich mit der Zuversicht, daß auch ich einst gleich ihr über das Leben triumphieren werde.

Ich tu's ja! Nur hin und wieder wird noch ein Wetterwind Meister über mich, raubt mir den Sinn und läßt mich tun, was mich hernach reut. Und oft ist es schwer, wieder gut zu machen. Am schwersten bei den Schulkindern, die man verscheucht hat. Ich lächle wieder, ich suche sie zu fesseln; ich nenne sie mit den Vornamen, ich lobe sie! Aber ich föhl es, es ist etwas zwischen uns; es steckt etwas in ihnen, das vordem nicht war. Wie soll ich das vertreiben? An mir fehlt es, das weiß ich ja wohl. Und könnte eigentlich auch wissen, was mir fehlt. Doch muß es auch so gehen.

Am 20. Juli.

Blühte mir im stillen Walde,
Wo die bleichen Birken stehn,
Einsam unter Tannenrauschen
Eine Rose, wild und schön.
Blühte mir in meinem Herzen
Eine Rose, wild und schön.
Soll ich klagen, soll ich sagen,
Was mir da für Leid geschehn?

Nacht.

Wie lauschende Räuber
Die schwarzen Bäume stehn,
Wie grimme Treiber
Die wilden Stürme gehn.
Und rings ist Nacht!
Wohin, wohin
Soll ich entfliehn?
Kein Licht, kein Herz,
Das, meiner wartend, wacht!

Am 23. Juli.

Ein furchtbares Gewitter ist über die Gegend gefahren! Die Nacht war von drei Bränden gerötet, und mit dem Wettersturm lärmten Feuerhorn und Glocken um die Bette. Wer ist es, der wohl jetzt in fremdem Haus um Einklehr bitten muß.

Ja, wir sind schnell arm und hülfbedürftig, wir Menschen! Und müssen dort um Zuflucht betteln, wo wir vordem stolz vorübergingen, müssen den Nacken unter Türbalken heugen, die wir vordem nicht achteten. Und wer weiß, wann es ihn trifft.

Schlägt das Schicksal den einen, so staunen die andern voll Grauen und Neugierde! Als müßten sie zum Voraus erfahren, was ihnen begegnen werde. So wie unsere Bauern heut Abend staunten.

Die größte Brandröte flammte grad über die Hubmatthöhe, wo ich damals in der Mainacht Gretchen singen hörte. Schwarz und scharf zeichneten sich die Tannen in der Glut ab; zwischen den Stämmen aber bewegte sich das ganze Seidentaler- und Hubmattvolk. Gretchen, Elise, zwei ihrer Brüder und Gottlieb vermochte ich deutlich zu unterscheiden; der Wind zauste wild an ihren Gewändern. Sie und da trug er einzelne Worte zu mir! Plötzlich, als das Feuer hoch aufglomm, klang ein heller Laut: O, die armen Leute! Die Stimme kannte ich, kannte das Wesen, das mit den Unbekannten Mitleid hatte. Ich wandte mich weg, schloß die Fenster und zog die Vorhänge! In der Dunkelheit meines Zimmers brütete ich böse Gedanken aus, lauschte dem Grollen des Wetters und spähte nach den hellen Wetterflammen, ach, so bitter, so bitter bewegt!

Am 24. Juli.

Ich wandelte heute, wie alle Sonntage, über die Rosenbaumegg. Weit außen, hoch über Seidental, liegt eine Waldlichtung, dicht überwachsen von Weidenrosen. Ein unbändig Blühen ist eben darin angebrochen; und wenn der Wind die roten Köpflein bewegt, so wogt es darin wie feurige Wellen. Dazu geht ein Bienensummen um, wie von fernen Glocken und Festgedränge.

Mitten in diesem wilden Garten steht eine hohe, einsame Tanne. Gewiß hat hier kein Heiligenwiler geholt, sonst stünde sie nicht mehr. Wer unter dieser Tanne steht, kann weit ins Unterland schauen, bis zu den blauen Bergen; kann die hundert Dörfer wie Edelgestein im grünen Wiesenteppich schimmern sehen und die dunklen Waldbänder dazwischen. Wendet er sich aber dem Süden zu, so blicken die Firnriesen über die tannenbedeckten Hügel her und schauen ihn an. Ich kenne den Platz noch nicht lang, und außer mir wissen wenige, wie schön er ist. So glaubte ich, ungestört den Nachmittag verträumen zu dürfen, legte mich ins wilde Gras und staunte zum reinen Himmel empor, meines Lebens und Geschickes beinahe froh. Da knackten hinter mir die dürrn Reiser und eine Stimme, die mich tief erschreckte, rief: „Auf, Herr Lehrer!“ Ich sprang blitzschnell auf und fragte: „Margareta, was gibt es?“ Sie lachte: „Der Diebsbruder ist da! Ist mit der Geige bei uns. Die Mutter hat mir befohlen, Euch zu holen. Auch Herr Gottfried will Euch sehen.“

„Wie hast du mich aber gefunden?“ fragte ich ganz erstaunt. „O“, rief Gretchen, „so lang wie Ihr seid. Euch

sieht man von ferne. Nun aber marsch, mit mir! Dort am Saum sind reife Erdbeeren, die helfst Ihr mir pflücken. Ich will sie der Mutter bringen“.

Wortlos schritten wir dem Saume zu. Ich schaute die Gefährtin von der Seite an und prägte mir die Gesichtszüge genau ein, während mein Herz stärker pochte. Dies Bild, sprach ich bei mir, will ich malen, an die Türe meines großen, leeren Zimmers, und dich daneben, daß ich euch alle Tage sehen kann“. Während ich mir das überlegte, kamen wir an den Saum. Da lachten uns die roten Beeren entgegen; wir brachen, was reife waren, und legten sie in ein gemeinsames Körblein. Keines sprach ein Wort weiter. Nur als ich zwei oder drei samt den Stielen brach, rief sie dazwischen: „Steckt die auf den Hut, daß auch etwas Schönes an Euch sei.“ Das machte mich grimmig. Wie war es gemeint? Sie lachte so übermütig dazu! Ich dachte dabei über den schönen Namen nach, den du von ihr erhalten hast: Diebsbruder. Wenn sie nur die tiefe Deutung wüßte! Mit scheuen Blicken maß ich die Gestalt neben mir immer wieder. Sie stand nun da, das Köpflein etwas geneigt, betrachtete ihr Körblein und schaute, wie ich pflückte. Der Wind zupfte an ihrer weißen Schürze; ein grüner Goldkäfer krabbelte über ihren gelben Schuh, als wollte er untersuchen, ob es wirklich ein Heiligenwilerkind sei, das sich so kleide. Eine Brombeerranke wand sich um den weißen Knöchel. Neben mir schauerte eine Eise im Winde und dies Schauern drang mir tief ins Herz.

„Da sind die Erdbeeren!“ rief ich; sie hielt mir das Körblein entgegen und dankte. „Nun aber nach Seidental“, sagte sie und wollte sich wenden. „Halt“, befahl ich, beugte mich und löste die dornige Ranke. Sie lachte leicht hin: „Ihr seid achtsam! 's wär aber auch schad um die Strümpfe.“

Nun stiegen wir in die Tiefe. Golden winkten die Kornfelder und mahnten daran, daß die Ernte nahe. Die dunkelgrünen Bäume rauschten mit ihren dichten Kronen. Aus ihrer Mitte stieg stolz das graue weite Dach des Seidentalhauses hervor, mit den drei Kaminen und den vier Blichableitern; bald winkte die hellbraune Holzwand mit den glänzenden Fenstern und rotleuchtenden Blumen. Unter der Tür wartete die Bäuerin. Sie lachte mit dem ganzen Gesicht. Sie ordnete im Grüßen ihre Haare, band das weiße Tüchlein neu, reichte mir die Hand und nestelte an der blauglänzenden Schürze. O Himmel, dachte ich: Soll das schmucke Gretchen neben mir einst ein solches Runzel-

mütterchen werden? Das Mädchen hüpfte an mir vorbei. Die Bäuerin hieß mich eintreten und sprach, während ich über die Schwelle schritt: „Holen muß man Euch, wenn Ihr sonst nicht zu uns kommen wollt. Ist es wahr, daß Eure Mutter vor drei Tagen in Rosenbaum war?“

„Freilich“, sagte ich.

„Warum bringt Ihr sie denn nicht zu uns?“ rief sie vorwurfsvoll. „Ihr habt es ja doch versprochen.“

„Ich?“ rief ich, „versprochen, Vater und Mutter zu bringen, hab ich, und nicht die Mutter allein.“

Damit treten wir zur Tür und das Weitere sollte ich mir selbst verschweigen; aber ich tu's nicht, um später einmal genau zu wissen, wie die seltsame Geschichte sich hier zu verknüpfen beginnt — oder zu lösen?

Als ich ins Zimmer trat, tönte allgemeines Lachen: Obenan sitzt der Alte, sonderbarlich anzusehn in seiner lieblichen Miene, wenn man von ihm nur das zornwütige Bild im Sinn hat. Nebenan die zwei Brüder, Abbilder der Mutter. Dann zwei Schwestern, genau so hartnäckig wie Mutter und Brüder. In ihren Augen blüht etwas auf! Diese Augen! Geiz und Neid liegen offen drin zur Schau. So wie in den Mutteräuglein. Sollen das Gretchens und Elisens Schwestern sein? Ich betrachte des Alten Züge! Das sind die gleichen gutmütigen, herzwarmen Blicke, wie Gretchen sie hat! Das ist das Sonnenlachen Elisens. Kaum hielt ich's noch für möglich, daß vor mir das Männlein sitze, das vor einem Monat so wütend sich gebärdet hatte. Kommt, rief der Alte! Da neben mich! Ich bin noch nie zwischen Schulmeistern geseßen. So will ich es heute tun. Gottfried saß in der Ecke. Gretchen und die Mutter nahmen auf dem Ofen Platz. Die rotweißen Vorhänge, die neuen, leeren Holzwände, die blühenden Tellerreihen vom Glaschrank schauten erwartungsvoll auf uns, als möchten sie wichtige Verhandlungen hören. Die ließen nicht lang auf sich warten. Während wir die üblichen Redensarten von Schule, naher Ernte, Wetterausichten, Marktpreisen und allem Kohl wechselten, schickte die Bäuerin erst die zwei Schwestern in die Küche, um Kaffee zu kochen, dann die Brüder in den Keller, um Wein und Käse, und in den Speicher, um Brot zu holen. Fein war es, wie der ältere Sohn den Diebsbruder einlud, Keller und Speicher zu besichtigen. Gottfried durfte dieses Anerbieten nicht zurückweisen und ging mit. Daß ihn die Jünglinge dabei so lang versäumten, mag wohl auch seine Begründung haben.

(Fortsetzung folgt.)

Die orientalische Sammlung von Henri Moser auf Charlottensfels.

Von Dr. R. Zeller.

Ob schon bei Anlaß der Stiftung der Sammlung Moser an das Bernische Historische Museum in den Tagesblättern auf die Bedeutung dieses Geschenkes seinerzeit hingewiesen wurde, so ist es doch vielleicht von Interesse, hier in der „Bernischen Woche“, als der einzigen illustrierten Zeitung der Bundesstadt, nochmals auf die Sammlung einzutreten und zu versuchen, mit Hilfe einiger Abbildungen ein plastisches Bild zu geben.

Nur kurz und unter Hinweis auf die früheren Artikel sei hier erwähnt, wie diese wunderbare Sammlung zustande

kam. Schon in jungen Jahren, anno 1867, treffen wir Henri Moser in Rußland, wo sein Vater, der Schöpfer der Schaffhauser Wasserwerke, früher auch gewest hatte. Lasterdrang treibt ihn dazu, an dem damals im Vordergrund stehenden Unternehmen der Eroberung des Turkestan durch die Armee Turgenjews teilzunehmen. Von Orenburg aus gelingt es ihm, vermittelt einer abenteuerlichen Fahrt durch die Kirgisensteppe die bereits im Süden stehende Armee einzuholen, trifft unter den dortigen Kosakenoffizieren sogar einen Studienfreund aus Genf und findet derart Aufnahme